

sie in der Chance, „weiterzuschicken“ (v. lat. tradere). Vieles mag sich zu wenig geändert haben im Lauf der Jahre und Jahrzehnte; oft fehlt es wohl an der nötigen Anpassung. Doch lassen viele Bereiche des Kurslebens die Geborgenheit in dieser Tradition erfahren: Kraft einer Gemeinschaft, die jedem Raum geben möchte, Kleinen und Großen. Erfahrung von Kirche — nicht nur in einzelnen Veranstaltungen, sondern in der Zugehörigkeit zu einer Art von Kursfamilie, auch ohne sich persönlich zu kennen.

Diese in den Kriegs- und Nachkriegsjahren gewachsene Einrichtung war immer offen für Entwicklung und Veränderung. Die Bereitschaft zu Neuem — in Konzeption neuer Kursmodelle, Setzung neuer Schwerpunkte, Aufgreifen anderer Methoden der Vermittlung — macht die junggebliebene, zukunftsweisende Kraft der Wiener theologischen Kurse für Laien sichtbar.

Praxis

Siegmond Krieger

TZI als Hilfe zum lebendigen Lernen in der Gemeinde

**Themenzentrierte Interaktionen
auf einer Wochenendtagung**

Der folgende Erfahrungsbericht über den Ablauf einer Wochenendtagung, zu dem alle (hauptamtlichen) Mitarbeiter der Gemeinde eingeladen waren, beschreibt einen Weg, wie eine Gruppe von ev. Christen mit Hilfe der Themenzentrierten Interaktion ihre Probleme miteinander und mit dem Glauben angehen und zu hilfreichen Lösungen kommen kann. red

Sieben Jahre ist es her, daß ich die „Themenzentrierte Interaktion“ nach Ruth Cohn

kennengelernt habe. Ich war kaum einen Monat in meiner ersten Gemeinde, da fuhr ich schon wieder auf einen Kursus: „Beruf Pfarrer — leben als Pfarrer“. Die Erfahrungen dieses Kurses — weitere sind ihm gefolgt — haben meinen Umgang mit Gruppen, Kreisen, Gremien dieser Gemeinde geprägt. Sie haben auch meinen Umgang mit dem Thema Glauben geprägt, nicht zuletzt meinen Umgang mit mir selbst.

Miteinander glauben lernen, das ist es, was wir in den 7 Jahren Großstadtgemeinde versucht haben, in einer Gemeinde, der die Selbstverständlichkeit kirchlicher Tradition und Zugehörigkeit weitgehend fehlt. Vor diesem Hintergrund ist die Erfahrung zu verstehen, die im folgenden beschrieben wird. In einem ersten Teil werde ich den Ablauf einer Wochenendtagung darstellen. Ich hoffe, daß darin ein wenig von der Hilfe spürbar wird, die die Themenzentrierte Interaktion dabei gewesen ist. In einem zweiten, analysierenden Teil will ich die Elemente der TZI, die hier wirksam geworden sind, benennen.

1. Ein Gottesdienst, der beinahe keiner geworden wäre

Seit Freitagabend sind wir zusammen. Ein Wochenende für die Mitarbeiter unserer Gemeinde. Sechzehn Teilnehmer im Alter zwischen zwanzig und sechzig Jahren. Zwei sind seit ca. 25 Jahren in der Gemeinde tätig, die meisten viel kürzer, einer erst seit zwei Monaten. Pastoren, Kindergärtnerinnen, Sekretärinnen, Küsterin, Putzfrau, Zivildienstleistende, Vikare, Jugendleiterin, Organistin, Praktikantin.

Mal heraus aus dem gemeindlichen Alltag. Hoffnungen: Sich kennenlernen. Mal etwas für sich tun. Aber auch Befürchtungen: Bitte nicht so was mit Kommunikation oder Meditation oder so . . .

Den Samstag über haben wir gearbeitet, gespielt, gefeiert. Und nun ist Sonntagvormittag. Mein Kollege ist in die Gemeinde zurückgefahren, um dort Gottesdienst zu halten. Wir anderen wollen hier Gottesdienst halten.

Aber wie soll er aussehen, damit es *unser* Gottesdienst wird?

Ein kleiner Kreis übernimmt die Vorplanung nach dem Frühstück.

Wir beschließen: Ein Gespräch über unsere unterschiedlichen Erfahrungen mit Gottesdienst soll vorangehen. Vielleicht teilen wir uns dann in Gruppen auf, die innerhalb einer halben Stunde Elemente „unseres“ Gottesdienstes entwickeln, den wir abschließend gemeinsam feiern. Über diese grobe Richtung sind wir uns einig. Da verhaken wir uns an einer Frage: Soll der Gottesdienst, soll vielleicht schon die Vorbereitung in der Kapelle stattfinden, die es auf dem Grundstück gibt, oder wollen wir bewußt in dem Saal bleiben, in dem wir gestern mit allen die gelungene Spontanfete gefeiert haben? Wir werden uns nicht einig. —

Spannungsgeladenes Plenumsgespräch

Es ist zehn Uhr. Das Plenumsgespräch soll beginnen. Die anderen warten. Wir haben uns entschieden, den anderen unser Dilemma zu schildern. Der Vorbereitungskreis setzt sich auf den Fußboden, die anderen im Kreis drumherum. Es dauert nicht lange, da nehmen die anderen an unserem „Fish Bowl“-Gespräch teil. Die Meinungen bleiben geteilt. Sehr bald wird deutlich, daß es hier nicht um eine technische Frage geht, nicht einfach um Räume, sondern daß wir schon mitten im inhaltlichen Thema sind „Was macht einen Gottesdienst zu *meinem* Gottesdienst?“

Aber nicht alle können das so sehen. Eine — unter großer Spannung —: „Wir zerreden hier alles, und aus dem Gottesdienst wird nichts mehr! Ich brauche im Gottesdienst Stille, um zu hören, auch auf Gott zu hören. Gottesdienst soll etwas Besonderes sein!“ Eine andere hat Mühe, nicht einfach weinend den Raum zu verlassen. Gottesdienst bedeutet ihr so viel, und sie kann mit diesem Gespräch so wenig anfangen. Es kommen Vorschläge: „Laßt uns doch schnell abstimmen und dann rübergehen in die Kapelle . . .“ Ich frage, was mit denen ist, die dann nicht mitgehen können. Denn einige Jüngere haben bereits gesagt, daß sie vor dem „normalen“ Gottesdienst

mit Liturgie und Kapelle Angst hätten und lieber im Saal etwas machen würden.

Rund eine Stunde dauert das Gespräch. Sehr angespannt sind alle. Und dann entscheiden wir: „Wir probieren das mal mit der Kapelle. Und da reden wir weiter.“ Darauf können sich nun alle einlassen.

Mein Platz in der Kapelle

In der Kapelle erschrecke ich. Ein Betonbau mit einem Band von Flußglasfenstern unter der Decke. Dunkel und nüchtern. Zum Glück bewegliche Hocker statt fester Bänke. Ich bitte die Mitarbeiter, sich schweigend den Platz zu suchen, an dem sie sich in dieser Situation am besten fühlen, und dann einmal wahrzunehmen, wo die anderen sind. Es entsteht ein großer Halbkreis mit vielen Lücken. Eine der beiden Sekretärinnen hat sich in die äußerste Ecke der Kapelle gesetzt. Weit weg von den anderen. Die beiden, die um ihren Gottesdienst fürchten, sitzen nebeneinander auf der einzigen Bank der Kapelle, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. (Ist das ihre Situation: mit dem Rücken zur Wand?)

Gunnar, einer der Vikare, sitzt auf der Stufe zum Altar. Andreas, der andere, ist lange unschlüssig. Schließlich stellt er sich neben die Ausgangstür. Ich selbst bin auch unsicher, wo ich sein möchte. Ich rücke mir einen Hocker in den Halbkreis, der sich inzwischen fast zu einem Kreis geschlossen hat, mit dem Altar außerhalb. Die Sekretärin kommt aus ihrer Ecke zurück und setzt sich in den Kreis. Plötzlich entsteht große Unruhe und Aktivität. Ilse, die Sozialarbeiterin, und Elisabeth, die Praktikantin, wollen alle ganz eng zusammenrücken lassen. Ich spüre, daß sie das Bild nicht ertragen können, das wir darstellen. Sie wollen Spannung abbauen. Ich selbst agiere auch mit: Zwei Hocker mit samt Mitarbeitern drauf sanft verschoben, und schon schließt die Runde auch die beiden mit ein, die auf der Bank sitzen. Andreas steht immer noch an der Tür. Wir schweigen. Jemand sagt: „Mich stört, daß Andreas nicht bei uns ist.“ Jemand anders: „Er ist doch da. Aber er hat den Platz, den er im Moment braucht.“ Gunnar sitzt

jetzt auch auf einem Hocker, mit dem Rücken zum Altar. Ich deute an, daß die beiden auf der Bank sich vielleicht wohler im Kreis fühlen könnten, wenn dieser Kreis in Richtung auf den Altar geöffnet sei. Gunnar rückt zur Seite. Dankbares Nicken von der Bank. Frage von einer der Kindergärtnerinnen: „Und wie machen wir jetzt den Gottesdienst?“ Schweigen. Dann antwortet Claudia, ihre Kollegin: „Jetzt müßten wir erst mal drüber reden, was denn Gottesdienst für uns ist.“

Vom Reden zum Tun

Inzwischen ist es Viertel nach Elf. Pünktlich um Zwölf wird im Heim Mittag gegessen. Ich schlage deshalb vor: Nicht mehr *drüber reden*, sondern einfach *tun*, was Gottesdienst für mich ist! — Nach einer Weile zünde ich die Kerzen auf dem Altar an. Gunnar kündigt an, er würde gern nachher eine biblische Geschichte erzählen. Wir sprechen noch einen Augenblick über unsere augenblickliche Situation. Nach längerem Schweigen beginnt Gunnar zu erzählen. Er erzählt die Geschichte von den Emmaus-Jüngern. Wie traurig sie nach der Hinrichtung Jesu nach Hause gehen. Wie ein Fremder mit ihnen redet und sie von ihrer Angst erzählen, daß jetzt alles vorbei sei. Den Schluß der Geschichte erzählt er nicht. Er stockt. Die Pause dauert scheinbar endlos lange. Hat er den Schluß vergessen? — Dann sagt er: „Und als Jesus mit seinen Jüngern das Brot brach, erkannten sie ihn. Aber im gleichen Moment, wo sie ihn erkannten, verschwand er auch schon wieder vor ihren Augen.“ — Stille.

Ich beginne, leise das Lied zu singen, dessen Text dieser Geschichte entstammt: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget.“ Andere singen — ebenfalls leise — mit. Die Organistin, die auf der Bank sitzt, leitet das Ganze noch einmal als Kanon, ganz im Gegensatz zu ihrer sonstigen Art ohne große Anweisungen; es klingt sehr schön. Jemand möchte noch ein Lied singen. Aber das „Herr, erbarme Dich“ vom Kirchentag findet keine Resonanz und verebbt schnell wieder.

Claudia fängt an, ihre Gedanken zu der Geschichte zu sagen. Andere nehmen ihre Sätze auf, und einer sagt: „Da haben wir die ganze Zeit Angst gehabt, wir zerreden alles, und vielleicht haben wir gar nicht gemerkt, daß Jesus schon unter uns ist...“ Dann wieder ein Moment Stille. Ich erzähle von einem Gottesdienst, den ich nie vergessen werde: 1969 im Greenwich Village von New York. Dort mischten sich Meditation, Gemeinschaft, Abendmahl und Aufbruch zu einer politischen Aktion gegen Rassendiskriminierung in unnachahmlicher Weise. Ilse, die Jugendleiterin, erzählt, wie sie auf ihrer Gruppenreise einen großen Gottesdienst in Taizé miterlebt hat und wie sehr dies Erlebnis nachwirkte, als die Gruppe am nächsten Tag mit dem Unfalltod eines ihrer Mitglieder fertigwerden mußte.

Andreas ist längst von der Eingangstür an den Kreis herangerückt. Zu ihm setzt sich der Ehemann einer Kindergärtnerin, der gekommen ist, um sie abzuholen. Mit ihm kommt Christa, die Putzfrau, in den Raum. Mir wird erst jetzt bewußt, daß sie bisher nicht mit in der Kapelle war.

Unser Vater unser und unser Segenswunsch Ich erwähne, wie für mich auch Gebet in den Gottesdienst gehört und daß eine Frau aus der Gemeinde vor kurzem erlebt hat, welche internationale Gemeinschaft ein in vielen Sprachen gemeinsam gesprochenes Vaterunser zum Ausdruck brachte. Ich traue mich aber nicht, es in dieser offenen Situation einfach zu sprechen. Ilse oder jemand anders sagt: „Das kann man doch singen.“ Und wir singen das Vaterunser — nach der bekannten Calypso-Melodie. Erstaunlich, woher die einzelnen das kennen. Oder können sie einfach nur mitsingen? Es geht auch nicht ganz glatt. Aber keiner sagt: „So, das müssen wir jetzt noch einmal richtig singen.“ Es ist in eben dieser Unvollkommenheit *unser Vaterunser*.

Es ist kurz vor Zwölf. Alle sind dabei. Ich schlage vor, daß wir uns gegenseitig etwas geben, das dem Segen entspricht, daß nämlich jeder seinem Nachbarn einen persönlichen Wunsch sagen kann. Claudia beginnt spontan mit einem Wunsch für

Andreas, der keinen Nachbarn hat, weil er außerhalb des Kreises sitzt. Sehr persönlich, manchmal zaghaft, manchmal pointiert, werden die Wünsche genannt. Ilse und Elisabeth haben die ganze Zeit aneinandergelehnt gesessen. Die Atmosphäre ist sehr dicht. Aber es ist nicht mehr die Spannung von vorhin. Ich schließe, indem ich uns an die alte biblische Segensformel erinnere, die jeden „normalen“ Gottesdienst beschließt:

„Der Herr segne uns und behüte uns. Er lasse sein Angesicht leuchten über uns und sei uns gnädig. Er erhebe sein Angesicht auf uns und gebe uns Frieden. Amen.“ — Einige schließen dazu die Augen. Zwei Stunden später ist die Freizeit zu Ende. Im Schlußgespräch wird oft die positive Erfahrung dieses Gottesdienstes erwähnt. Auch die beiden auf der Bank sind zu ihrem Recht gekommen. Aber es wird auch deutlich — erst jetzt! —, was die eine Sekretärin damit ausgedrückt hat, daß sie sich einen Augenblick lang in die äußerste Ecke der Kapelle gesetzt hat. Sie kann erst jetzt sagen, daß sie mit der Zusammenarbeit im Büro nicht zufrieden ist. Sie habe von der Freizeit und vom Gottesdienst nichts gehabt, weil dieses sie belastet habe und sie nicht den Mut gehabt habe, es anzusprechen, obwohl Gelegenheit dazu gewesen wäre. Ich denke im Stillen an den Satz Jesu: „Wenn Du an den Altar Gottes gehst und wirst dort eingedenk, daß Dein Bruder etwas gegen Dich habe, so gehe zuvor hin und versöhne Dich mit ihm.“ Auch ein Beitrag zum Thema: ‚Was macht einen Gottesdienst zu *meinem* Gottesdienst‘.

2. Wichtige Elemente der TZI

Warum dieser komplizierte Weg zu einem Gottesdienst, der doch beinahe nicht zustande gekommen wäre? Warum hat nicht der Pastor allein oder mit der Vorbereitungsgruppe eine Andacht für die anderen vorbereitet? Über die man dann getrost geteilter Meinung sein kann? Ich werde versuchen, das Geschehen zu analysieren und dabei einige Grundelemente der themenzentrierten Interaktion zu erläutern.

a) Die Themenstellung

„Was macht einen Gottesdienst zu *meinem* Gottesdienst?“ Das Thema ist bewußt so formuliert, daß die unterschiedlichen Erfahrungen der einzelnen Mitarbeiter zu ihrem Recht kommen können. Es wird nicht einfach vorausgesetzt: „Kirchliche Mitarbeiter haben ein positives Verhältnis zum Gottesdienst.“ Die Andacht wird auch nicht als Pflichtstück abgehandelt. Ich möchte sie als gemeinsame Lernerfahrung betrachten, die keinen ausschließt. Das Gespräch vor der Andacht soll eine gemeinsame Basis schaffen. Die Bedenken und die Bedürfnisse der Einzelnen sollen ernstgenommen werden. Lernen, das lebendig sein will, kann nur da ansetzen, wo ich selbst wirklich beteiligt bin. Die Themensetzung hat diesen Punkt herauszuspüren.

b) Die Störungsregel

„Störungen haben ihren Platz“. Der gewöhnliche Umgang mit Störungen zielt auf schnelle Beseitigung: „Laß uns zur Sache kommen ...“ „Laß uns doch einfach abstimmen ...“ Die TZI geht davon aus, daß Störungen innerhalb einer Gruppe nicht zufällig sind, sondern etwas mit der Gruppe oder mit dem Thema zu tun haben. Sie sind also nicht auszuklammern, sondern als Lernmöglichkeit einzubeziehen. Indem das Vorbereitungsteam nicht gesagt hat: „Wir gehen in die Kapelle, und damit basta“, wird die Frage der Räume zum ersten Anstoß für den Umgang mit dem Thema Gottesdienst. Lebendiges Lernen nimmt also die Widerstände als zum Thema gehörig auf. Das steckt auch hinter meiner Rückfrage: „Wenn wir abstimmen, was wird mit denen, die unterliegen?“ Wie ernst sind deren Widerstände genommen? Können wir die für das Thema fruchtbar machen?

c) Wahrnehmung meiner selbst und der anderen

Indem sich jeder schweigend den ihm genehmen Platz in der Kapelle sucht, nimmt er sich selbst genauer wahr: sein Verhältnis zum Gottesdienst, zum Raum, zum Geschehen in der Gruppe. Indem er sich umsieht, nimmt er die anderen wahr: seine Nähe oder Distanz zu den Einzelnen, aber

auch deren eigene Position. Lebendiges Lernen im Sinne der TZI zielt auf diese Wahrnehmung: Wo bin ich selbst in bezug auf das Thema und in bezug auf die anderen? Denn wir lernen *miteinander*.

d) Die „Chairman-Regel“

Sie sagt jedem Teilnehmer: „Laß Dir die Verantwortung für Deinen Anteil am Geschehen nicht aus der Hand nehmen.“ Lebendiges Lernen zielt auf verantwortete Autonomie. Die Regel wird in unserem Gottesdienst nicht explizit genannt, aber angewendet, wenn z. B. jemand auf den Versuch, Andreas in den Kreis zu holen, mit den Worten reagiert: „Er ist doch da. Aber er hat den Platz, den er im Moment braucht.“ Treffender könnte man die Regel „Sei Dein eigener Chairman — dein eigener Gruppenleiter“ nicht anwenden¹.

e) Die Regel der sogenannten selektiven Authentizität

„Ich brauche nicht alles zu sagen, was in mir vorgeht. Aber was ich sage, soll echt sein.“ TZI fordert also nicht, wie manche gruppenspezifischen Ansätze, die totale Offenheit aller gegenüber allen. Ich entscheide selbst, wie viel oder wie wenig ich von mir preisgebe. Ich bin es ja auch, der die Konsequenzen trägt. Indem ich nur wenig preisgebe, kann ich allerdings Begegnung und Lernansätze vermeiden. Ein Beispiel dafür ist die Sekretärin, die sich in der Kapelle in die äußerste Ecke setzte und — 10 Minuten vor dem Ende der Freizeit — damit herauskam, daß sie während des ganzen Wochenendes und auch während des Gottesdienstes durch ihr Problem „Zusammenarbeit und Kompetenzen im Büro“

¹ Die Funktion des Leiters in einer TZI-Gruppe besteht darin, daß er auf die Einhaltung der Grundregeln achtet, die lebendiges Lernen möglich machen. Er ist eine Art Modell-Teilnehmer, der mit zunehmender Reifung einer Gruppe stärker zurücktritt. Er achtet auf die Balance zwischen den Elementen des TZI-Dreiecks „Thema“, „Ich“ und „Wir“ und arbeitet dafür, diese Balance wieder herzustellen, wenn sie in eine Richtung gekippt ist. Ich hätte z. B. gegengesteuert, wenn unser ganzes Unternehmen unter Verlust des Themas „Unser Gottesdienst“ zu einer Art Selbsterfahrungsgruppe geworden wäre. Der Leiter behält auch den „Globe“ im Auge — die Realität außerhalb der Gruppe. Denn der „Globe“ umschließt das TZI-Dreieck und wirkt darauf ein. Das ist wichtig, wenn das Gruppengeschehen nicht zu stark Inselcharakter bekommen soll.

blockiert gewesen war. Daß sie es überhaupt sagen konnte am Ende, war sicher ein wichtiger Schritt für sie. Wäre sie diese ihre „Störung“ eher und direkter angegangen, hätte der Gottesdienst auch ihrer werden können. TZI überläßt ihr die Entscheidung *und* die Erfahrung als ihre eigene.

f) Zwei weitere Hilfsregeln

für lebendiges Lernen seien hier nur genannt: „*Bleib im Hier und Jetzt*“ und „*Sprich per Ich*“. Beide wollen ein Abgleiten des Gesprächs in die Unverbindlichkeit verhindern. Wir haben nicht einen Vormittag allgemein und unverbindlich über Gottesdienste geredet, sondern sehr intensiv — und riskant: der Ausgang des Geschehens war offen! — gemeinsam etwas mit dem Thema Gottesdienst erlebt. Was geschehen ist, hat für mich ein Teilnehmer auf den Satz gebracht: „Da haben wir die ganze Zeit Angst gehabt, wir zerreden alles, und vielleicht haben wir gar nicht gemerkt, daß Jesus schon unter uns ist.“

g) Miteinander glauben lernen

kann mühsam sein, aber auch verheißungsvoll. Mühsam, weil es manchmal nicht ohne Buchstabieren geht. Verheißungsvoll, weil wir miteinander auf dem Weg sind.

So wie dieser Gottesdienst wird manches in einer Gemeinde Werkstatt-Charakter bekommen, wenn sich Menschen auf den offenen Prozeß einlassen, den die Themenzentrierte Interaktion mit „Lebendiges Lernen“ beschreibt.

TZI ist dabei nicht als starre Methode zu verstehen, sondern als Grundhaltung. In dieser Grundhaltung können sich sogar Gremiensitzungen verändern. Unser Kirchenvorstand ist nicht mehr ein reines Verwaltungsgremium, wenn er sich auf einen Arbeits-Samstag zum Thema einläßt: „Was braucht diese Gemeinde, damit wir selbst und andere sich in ihr heimisch fühlen?“ Oder wenn er bei anderer Gelegenheit arbeitet: „Bilder der Bibel vom Reich Gottes — welche sprechen mich an? Und wie beeinflussen sie mein Bild von Gemeinde?“

Und der Gesprächskreis ist nicht mehr ein literarischer Diskutierclub, wenn seine Mit-

glieder aus Anlaß des Todes einer Teilnehmerin über den Umgang mit eigenem und fremdem Sterben nachdenken und wenn sie Aussagen der Bibel zu Tod und Auferstehung hinterfragen. Plötzlich wird das steile theologische Thema Auferstehung zu *ihrem* Thema. Da geschieht lebendiges Lernen. — Genug der Beispiele.

Schlußüberlegung

Miteinander glauben lernen, klingt das nach dem hier Beschriebenen nicht wie „Glauben nach Gruppenvereinbarung“? Ist nicht das, was geglaubt wird, vorgegeben durch die biblische Botschaft? Oder durch die Tradition der Kirche?

TZI wird durch die Offenheit ihres Ansatzes, der doch nicht unverbindlich ist, die persönliche Auseinandersetzung fördern mit dem, was geglaubt wird und wie es geglaubt und gelebt wird. TZI wird dabei vielleicht das Thema, aber auch den Umgang von Menschen mit diesem Thema und mit anderen Menschen verändern, vor allem aber mich selbst².

Werner Tzscheetzsch

Am eigenen Glauben teilnehmen lassen

Ein Praxisbericht aus der Ausbildung von Gruppenleitern

Gemeinde lebt in, mit und durch Gruppen. Da treffen sich Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in Gruppen kirchlicher Jugendarbeit und der Gemeindekatechese, Mütter und Väter in Familienkreisen, Frauen und Männer in Gruppen der kirchlichen Verbände und in Erwachsenenbil-

dungsveranstaltungen, ältere Menschen in Seniorenkreisen. Lebendige Gemeinde vollzieht sich in lebendigen Gruppen, von denen die einen ihr Leben über längere Zeiträume hinweg entfalten, während die anderen — an eindeutig kurzfristig angelegten Zielen orientiert — sich nach Erfüllung der anstehenden Aufgaben wieder auflösen. Diese Gruppen sind bedeutsame Orte der Glaubensweitergabe: ob die Glaubenteil- und -weitergabe in Gruppen gelingt, ist nicht zuletzt abhängig von der Ausbildung der oft ehrenamtlichen Gruppenleiterinnen und Gruppenleiter. Diese Mitarbeiter stehen oft in der schwierigen Situation, daß sie zwar die dringende Notwendigkeit des Glaubensgesprächs in ihrer Gruppe sehen, daß sie aber andererseits völlig hilflos der Realisierung dieses Anspruches gegenüberstehen, weil ihre Lebens- und Alltagserfahrungen allzuoft vom Scheitern dieser Bemühungen gezeichnet sind. „Jeder glaubt für sich allein“; „Lebendige Glaubensweitergabe ist nur in besonderen spirituellen Gruppen möglich“; „Ich möchte ja gerne über und von meinem Glauben reden — aber mir fehlen die Worte“; „Mein Glaube ist etwas so Intimes, daß es mir schwerfällt, ihn anderen mitzuteilen“ oder „Ich habe das einfach nicht gelernt“ — solche und ähnliche Einschätzungen habe ich in Ausbildungsmaßnahmen für die Gruppenleitung immer wieder gehört. Diese Einschätzungen und Erfahrungen der Teilnehmer von Gruppenleiterschulungen will ich ernst nehmen, an ihnen will ich ansetzen und sie weiterführen, indem ich in der Gruppe der auszubildenden Gruppenleiter Raum für ergänzende und alternative Erfahrungen der Glaubenteilgabe anbiete. Dabei lasse ich mich von den folgenden Überlegungen leiten, die ich in drei Sätzen zusammenfassen will:

1. Die Teilgabe und Teilnahme am Glauben kann in der Ausbildungsgruppe selbst erfahren und eingeübt werden.

„Andere an meinem Glauben teilnehmen lassen als religionspädagogisches Handeln (z. B. des Gruppenleiters) meint nicht in

² Literatur zum Weiterlesen und Weitervertiefen: Ruth C. Cohn, Von der Psychoanalyse zur Themenzentrierten Interaktion, Klett-Verlag, Stuttgart 1981; Matthias Kröger, Themenzentrierte Seelsorge, Kohlhammer-Verlag (Urban-Taschenbücher). — Auskunft über Kurse, Ausbildung und Gruppenleiter für TZI beim Sekretariat des „Werkstatt-Instituts für Lebendiges Lernen“ (WILL); Anschrift: WILL-Zentralsekretariat, c/o Thomas Becher, Alte Landstraße 123, CH-8700 Küsnacht.